

Holekreisch und Hamanklopfen

Jüdisches Brauchtum in Franken

Jüdisches Brauchleben auf knappem Raum umfassend darzustellen ist unmöglich; die Feste des Jahres von *Rosch Haschana* bis *Schavuoeth*, vom *Sabbat* bis zum *Rosch Chodesch*, die Ereignisse des Lebens von der *Geburt* bis zum *Tod*, *Schofarblasen*, Aufstellen und Schmücken der *Laubhütte*, *Schulklopfen*, *Wachnacht*, das *Zerbrechen eines Glases am Chuppastein*, wie er sich noch heute z. B. an den ehemaligen Synagogen von Urspringen und Höchberg befindet, oder das *Schiva-Sitzen* als Ausdruck der Totentrauer, Alltag und Eßgewohnheiten, dies alles läßt sich nicht in lexikalische Kürze bringen¹⁾. Denn "*Brauch*" bedeutet Sinnhaftigkeit, nicht nur äußeres Handlungsschema, er unterliegt dem Einfluß und dem Wandel der Zeit, er ist keine starre, dogmatische Verpflichtung, die *alle* fränkischen Juden vom Mittelalter bis zum Holocaust auf sich nahmen, sondern ein nur zu oft sehr individuell gestaltetes und erfahrbares Ausdrucksmuster, das auch von Stimmungen und Beeinträchtigungen durch die nichtjüdische und zumeist antijüdische Umwelt abhängt. Den einstigen jüdischen Bräuchen in Franken kann nicht die nüchterne Aufzählung, sondern nur der Versuch gerecht werden, dem Sinn und den Bedingungen von Traditionen nachzuspüren, sich von der abstrahierenden Idyllik volkskundlicher Brauchbeschreibungen zu lösen und den Menschen in die konkrete Situation seiner Zeit und seiner alltäglichen Lebenswelt hineinzustellen.

Minhag und Brauchregelung

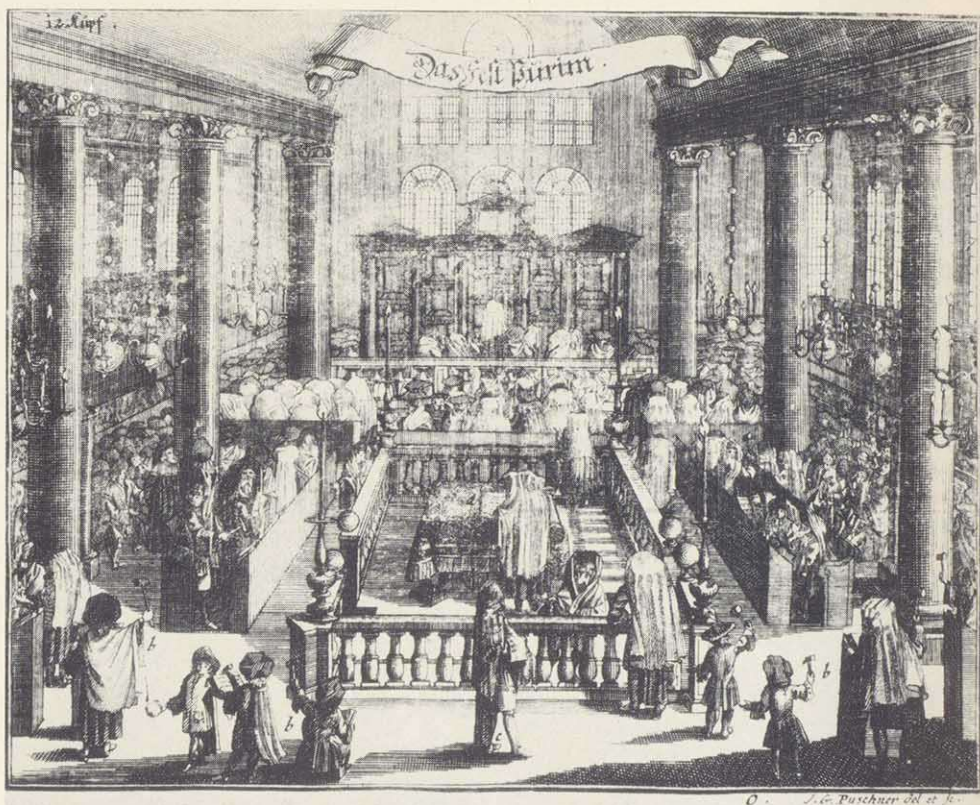
Minhag, das hebräische Wort für "*Brauch*", reicht in seiner eigentlichen Bedeutung tiefer, bezeichnet die geistige Führung der Menschen durch ihr Leben, durch die Wirrnisse und verlockungen der Zeit und der nichtjüdischen Umgebung, bedeutet Hilfe für eine sinnvolle, auf den unverrückbaren Eckwerten des religiösen Selbstverständnisses beruhende Lebensgestaltung.

Das *Sefer ha-Mat'amim* unterscheidet drei Arten von *minhagim*: solche, die zum Schutz der Thora vor jeder Art von Verletzung dienen, solche, die jüdische Identität aufrecht erhalten und schließlich *minhagim*, in denen die Liebe zum Bund mit Gott und die Gesetzestreue zum Ausdruck kommen²⁾. Erst im übertragenen Sinne meint *minhag* ein Verhaltensmuster, eine Handlung, die einen religiösen Inhalt in Gesten umsetzt, das Lärmen etwa mit Hämmern oder Ratschen an *Purim*, wenn beim Lesen der *Megilla* der Name des Bösewichts Haman fällt (Abb. 1), oder das *Lichterbenschen*, mit dem die Frau an *Erev Schabbat* die häusliche Feier einleitet.

Juden aber lebten niemals im *Ghetto*, sondern in stetem Kontakt mit ihrer Umwelt. Sie nahmen teil an der ihnen nie wohlwollend gesonnenen Geschichte, an kulturellen Moden und an den geistigen Entwicklungen ihrer Zeit. Wer es sich leisten konnte, kleidete sich *à la mode*, wobei es durchaus, wie in Fürth, geschehen konnte, daß neue Moden mit traditionellen Vorschriften in Konflikt gerieten. Dort hatten nämlich jüdische Frauen damit begonnen, nach dem Vorbild der Nürnbergerinnen "*Regentücher*" zu tragen:

*"Man fandte daran keinen Anstoß als diesen; ob die Regentücher am Sabbath zu tragen erlaubt wären? Einige meyneten, sie wären an Sabbath als eine Last anzusehen, mithin verboten; andre glaubten, man könnte sie den Mantel gleich rechnen, kleidete ein Bild, mit einem solchen Regentuch, sande es nach Pohlen, und wollte darüber bey den dortigen Rabinern ein Urtheil hohlen. Dieses fiel dahin aus, die Regentücher wären zu tragen verboten, und damit wurde diese neue Kleyder mode unter den Judenweibern abgeschaffet"*³⁾.

Solche *Minhagim*-Entscheidungen setzten sich also mit der Akzeptanz kultureller



Hamanklopfen in der Fürther Synagoge. Kupferstich aus Paul Christian Kirchner, Jüdisches Cere-
moniell, 1734 Foto: Daxelmüller

Moden für die Juden auseinander. Da sie sich stets auf einen aktuellen Fall bezogen, dürfen sie heute mit Recht als die objektiven Quellen für die Brauchforschung betrachtet werden. Als z. B. im 19. Jahrhundert die gartenarchitektonische Gestaltung der christlichen Friedhöfe einsetzte, erhob sich für Juden, die sich an die Normen und Verhaltensweisen der nichtjüdischen Majorität assimilierten, die Frage, ob man denn auch auf den schmucklosen jüdischen Gräbern Blumenschmuck anbringen dürfe. Der Szege-diner Oberrabbiner *Leopold Löw* (1811–1875) stellte in einem 1858 veröffentlichten *minhagim*-Gutachten fest, daß der Ursprung der Sitte, Blumen auf den Gräbern anzupflanzen, wohl nicht christlichen Ursprungs sei, die Verschönerung der Friedhofsanlagen vielmehr dazu beitrage, die Trauer zu

lindern und daher dieser neue Brauch keinesfalls in Widerspruch zur jüdischen Tradition stünde⁴⁾. Dennoch setzte er sich bis heute nicht durch; blumengeschmückte Gräber hätten zu sehr an die christlichen Friedhöfe erinnert.

Bräuche stehen folglich in direktem Zusammenhang mit dem Wandel von Lebensbedingungen und Lebensformen. *Minhagim*-Entscheidungen und die daran anknüpfende *Minhagim*-Literatur wirkten, ohne Brauchinnovationen grundsätzlich auszuschließen, traditionsstabilisierend. Allerdings ergab sich die Brauchregelung nicht allein aus dieser Situation heraus; Regelungen betrafen auch unterschiedliche Brauchformen und Brauchauslegungen innerhalb der jüdischen Gemeinden. Jüdisches Leben war durch eine hohe Binnenmobilität

geprägt: die Willkür der territorialen Ansiedlungspolitik, das Schutzbriefwesen, die Matrikelparagraphen und schließlich die zahlreichen Pogrome machten die Juden bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein zu einem Volk auf Wanderschaft. So konfrontierten z.B. die zumeist streng orthodoxen, aus Osteuropa in den Westen vertriebenen Juden nur zu oft die alteingesessenen, inzwischen assimilierten Mitglieder westeuropäischer Kultusgemeinden mit unbekannten, fremd- und altartigen Bräuchen. Auch damit hatten sich die *minhagim*-Auslegungen zu befassen.

Die Entwicklung der *minhagim* unterlag somit einer zentralen, zum einen überregionalen, zum anderen aber auch zeitlich und individuell begrenzten Steuerung. Bruno Stern berichtete aus seiner Jugend im nordwürttembergischen Niederstetten, daß man dort beim *Chomezbatte*, der Reinigung des Hauses von allem Sauerteig und Gärenden vor *Pessach*, dem Fürther *minhag* gefolgt war: die gesamte Familie zog von Zimmer zu Zimmer, wo Vater Stern jeweils einige Stückchen Brot in eine Tüte kehrte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschränkte man sich also auf die symbolische Säuberung des Hauses von *Chomeztigem*. Mit dem Lehrer Isak Oberndörfer aber hielt das Gedanken- gut der Frankfurter Neuorthodoxie Einzug in die jüdische Gemeinde von Niederstetten; Oberndörfer bestand nämlich auf einer sehr viel sorgfältigeren Vorgangsweise⁵⁾. Brauchentwicklung und Brauchausführung wurden hier individualisiert.

Braucherleben

Schließlich aber stellen Bräuche kollektive wie persönliche Erlebniswelten dar, die untrennbar mit der mentalen und sozialen Situation des Einzelnen und der Gruppe verbunden sind. Volkskundliche Brauchforschung hat dies in ihrer Abstraktion von Volkskultur nur selten mitberücksichtigt, vielmehr die Schattenseiten des Lebens ausgegrenzt. Der Tod eines Familienangehörigen und die fröhliche Ausgelassenheit an Purim vertragen sich nicht miteinander, auch wenn an diesem Fest öffentliche Trauerbekundungen unterbleiben sollen.

Die jüdische Liturgie besitzt hierfür ein äußeres Zeichen, das Totengebet (*Kaddisch*), das der älteste Sohn Sabbat für Sabbat nach dem Gottesdienst vor der versammelten Gemeinde zum Andenken an den Verstorbenen spricht. Jakob Wassermann (1873–1934) folgte dieser Pflicht für seine Mutter in einer Fürther "Schul", einer kleinen Betstube der orthodoxen Gemeinde, recht unwillig:

*"In einer solchen Schule mußte ich nach dem Tode meiner Mutter, als neunjähriger Knabe, jeden Morgen mit Sonnenaufgang, jeden Abend mit Sonnenuntergang, am Sabbat und an den Feiertagen und nachmittags ein Jahr hindurch gehen, um als Erstgeborener vor der Gebetsgemeinde das Kaddisch zu sagen. Zehn männliche Personen über dreizehn Jahren mußten zu dem Zweck versammelt sein, doch waren es meist alte, uralte Leute, die Ubriggebliebenen einer früheren Welt. Es war hart, an Wintermorgen bei Schnee und Kälte, im Sommer um fünf Uhr und früher noch, eine Pflicht zu üben, die augenötigt und befohlen war, deren Bedeutung ich nicht begriff oder begreifen mochte. Es gab sich niemand die Mühe, sie dem Geist zu verklären und so die Gefahr zu bannen, daß durch die Befolgung eines als grausam empfundenen Brauches das Bild der Mutter, obschon nur vorübergehend, getrübt wurde. Dazu kam, daß im väterlichen Hause, besonders nach der zweiten Verheiratung des Vaters, von einer religiösen Bindung und Erziehung nicht die Rede war. Gewisse äußerliche Vorschriften wurden eingehalten, mehr aus Rücksicht auf Ruf und Verwandte, aus Furcht und Gewöhnung, als aus Trieb und Zugehörigkeit"*⁶⁾.

Bedingt hier ein komplexes Lebenssystem in seiner familiären und gruppeninternen Vernetzung die Teilnahme am Brauch, so finden sich andererseits gesellschaftliche Einflüsse und Beeinträchtigungen. Man kann den *Sederabend* vor *Pessach*, an dem die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten noch in der Symbolik der auf den Tisch gebrachten Speisen, der Brauchutensilien von

Tafelaufsätzen oder Deckchen für die drei *Mazzot* über das Gedeck für den Propheten Elias bis hin zum Behältnis für den *Charos-set*, bisweilen in Form eines kleinen silbernen Schubkarrens⁷⁾, man kann die häusliche Feier, während der aus der *Haggada* vorgelesen und Lieder, etwa das *Chad Gadja* ("Ein Lämmchen") gesungen wurden, wie auch den *Sabbat* als eine Welt beschreiben, die zumindest nach innen in Ordnung war. Doch damit verfälscht man die historische Wirklichkeit. Denn *Pessach*, an dessen "*Mazzen*" sich bis heute die alten Leute in den fränkischen Dörfern noch lebhaft erinnern, war auch die Zeit, in der man verstärkt die Märlein von jüdischen Ritualmorden und dem "Tropfen Christenblut" in den *Mazzot*, von Hostiendiebstählen und anderen Untaten kolportierte. Nicht zuletzt die sich gerade im Würzburger Raum auffallenderweise häufenden Wallfahrtsorte Iphofen, Lauda, Röttingen und Maria Buchen hielten antisemitische Bilder und Traditionen aufrecht und trugen dadurch zur Stabilisierung dummer Vorurteile bei, die sich nur zu leicht in massive Gewalt gegen die Juden umsetzen ließen. Dies zeigt ein Fall aus Höchberg, an den sich *Leopold Sonnemann* (geb. 1831), der Gründer der "Frankfurter Zeitung", erinnerte:

*"Ein Bauernkind wurde auf dem Felde mit einer leichten Verletzung gefunden; die Sache wurde den Israeliten zur Last gelegt, woraus eine förmliche, lokale Judenverfolgung entstand. Die Behörden wurden um Hilfe angegangen, ließen aber die Tumultuanten ruhig gewähren. Ich erinnere mich noch genau, daß man eines Abends einen Angriff auf unser Haus befürchtete. Mein Vater hatte alle Türen verrammelt und seine zwei Doppelflinten geladen. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, einer der Hauptanführer der Exzedenten sei beim Baden im Main ertrunken. Das Gerücht beruhte auf Wahrheit. Die Bauern erblickten darin eine Strafe Gottes, und der Tumult hatte ein plötzliches Ende. Dieser Vorfall brachte bei meinem Vater den Entschluß zur Reife, Bayern zu verlassen"*⁸⁾.

Ein letztes Beispiel mag zeigen, wie eng Braucherleben und Umwelteinflüsse miteinander verbunden sind. *Chanukka* ist ein fröhliches Fest, acht Tage lang im Winter gefeiert, an dem man jeden Tag ein weiteres Licht am Chanukkaleuchter entzündete (Abb. 2), an dem die Kinder mit dem Trendel spielten und man sich gegenseitig beschenkte. Doch in welcher Stimmung mag man es 1938 begangen haben, nach den Schrecken der "Reichskristallnacht" wenige Wochen zuvor, in der frischen Erinnerung an brennende Synagogen, eingeschlagene Fensterscheiben und an die ersten Toten, in der Angst vor einer menschenverachtenden Ideologie, die zusehends bedrohlicher wurde?

Tradition und Veränderung

Im Brauch inszeniert sich die Tradition, solange sie trotz des Wandels der Zeit weiterhin einen Sinn besitzt. Auf einem Holzschnitt in einem 1707 in Amsterdam erschienenen *Minhagim*-Buch leuchtet ein Kind mit einer Laterne unter dem Tisch alle Winkel nach *Chomeztigem* aus (Abb. 3). Zweihundert Jahre später zog die Familie Stern, Bruno mit der Laterne voran, von Zimmer zu Zimmer, obwohl im Haus bereits elektrisches Licht installiert war. Stern war sich des Widerspruchs von moderner Technik und überliefertem Brauchrequisit durchaus bewußt, wenn er eine Laterne benutzte⁹⁾.

Veränderungen des Brauchlebens aber ergaben sich durch äußere Bedingungen wie durch die kulturelle Koexistenz. *Purim*, die "*bacchanalia Judaeorum*", und *Chanukka* liegen nicht nur in zeitlicher Nähe zu den nichtjüdischen, durch einen relativ hohen Brauchaufwand gekennzeichneten Terminen Fastnacht und Weihnacht, sondern sie besitzen auch auffallend viele Gemeinsamkeiten. An *Chanukka*, dem Lichterfest, entzündete man die *Chanukkalampe*; der Schritt zum Weihnachtsbaum, den zahlreiche jüdisch-assimilierte Familien vollzogen, war von hier aus nicht weit. Zudem geriet *Chanukka* ähnlich wie Weihnachten zu einem Gabentermin. Der 1851 im oberfränkischen Kolmsdorf geborene,



Chanukkaleuchter ("Banktyp"). Bronzeguß, 19. Jahrhundert (Privatbesitz) Foto: Daxelmüller

in Bischberg aufgewachsene *Eduard Silbermann*, der erste jüdische Staatsanwalt Deutschlands, erinnerte sich in seiner Autobiographie:

"Wenig feierlich wurde bei uns das Chanukkafest begangen. Lichter zündeten wir Buben an, jedoch jeden Tag nur eines – der Kostenersparung wegen.

Auch erhielten wir jeder einen Kreuzer Chanukkageld, das wir aber nicht verwerten, sondern sparen mußten. Auf diese Weise legte jeder von uns den Grund zu einem kleinen Sparvermögen. Vermehrt wurde es durch Geschenke bei Verwandtenbesuchen, von Kunden (Trinkgelder), Geburtstagsgeschenke,



Chomezbattel von Pessach. Holzschnitt aus einem Amsterdamer Minhagim-Buch von 1707

Foto: Daxelmüller

etc. Später flossen die Gaben etwas reichlicher. So kam es, daß ich, als ich im Jahre 1872 die Universität bezog, ein erspartes Geld von etwa 400 bis 500 Mark hatte¹⁰⁾.

Wie beim *Purimfest*, das seit dem 18. Jahrhundert mehr und mehr das närrische Treiben des christlichen Karnevals kopierte, stoßen wir auch bei *Chanukka* auf den Prozeß der Übernahme von Brauchformen aus der nichtjüdischen Umwelt, auf Angleichungen und Sinnveränderungen, worüber

minhagim-bewußte Rabbiner sorgfältig zu wachen hatten. Bei der Aneignung nicht-jüdischer Kultur- und zwischenkonfessioneller Brauchformen spielten vor allem die Kinder eine wichtige Rolle. So schilderte die 1922 in Weikersheim geborene *Liselotte Wolfsheimer*, die spätere Ehefrau Bruno Sterns, die Beschörung in der evangelischen Kirche am Weihnachtstag, bei der sie und ihr Bruder stets die Ehrenplätze bekommen hätten: "Wir waren die zwei einzigen kleinen jüdischen Kinder und erhielten immer die

ersten Pakete. Es war eine gute Zeit, und Christen und Juden harmonierten noch miteinander"¹¹⁾. Auch Jakob Wassermann beschrieb jene Verwobenheit in zwei Brauchwelten:

*"In der Kindheit waren ich und meine Geschwister so verwirrt in das Alltagsleben der christlichen Handwerker- und Kleinbürgerwelt, daß wir dort unsere Gespielen hatten, unsere Gönner, Zuflucht in Stunden der Verlassenheit; in Wohnungen der Goldschläger, der Schreiner, der Schuster, der Bäcker gingen wir aus und ein, am Christabend durften wir zur Bescherung kommen und wurden mitbeschenkt. Aber Wachsamkeit und Fremdheit blieben. Ich war Gast, und sie feierten Feste, an denen ich keinen Teil hatte"*¹²⁾.



Purimteller, Zinn, datiert 531 (1770/71) mit der Darstellung von Haman und Mordechai. Umlaufender Spruch am Tellerrand: "Geschenke zu schicken einer dem anderen und Gaben an die Bedürftigen" (Esther 9, 22).

Miltenberg, Städtisches Museum

Beschneidung und Holekreisch

Doch die Beinahe-Normalität solchen Zusammenlebens bildete eher die Ausnahme als die Regel. Zu den Grundbedingungen jüdischen Lebens gehörte u. a. die Schwierigkeit, sich in zwei Zeiten zurecht-

zufinden, der eigenen religiösen, und der fremden, die von der christlichen Gesellschaft diktiert wurde. Laut Eintrag ins Gerichtsbuch Biebelried brachte *Stoffel Breutigamb* 1667 zur Anklage,

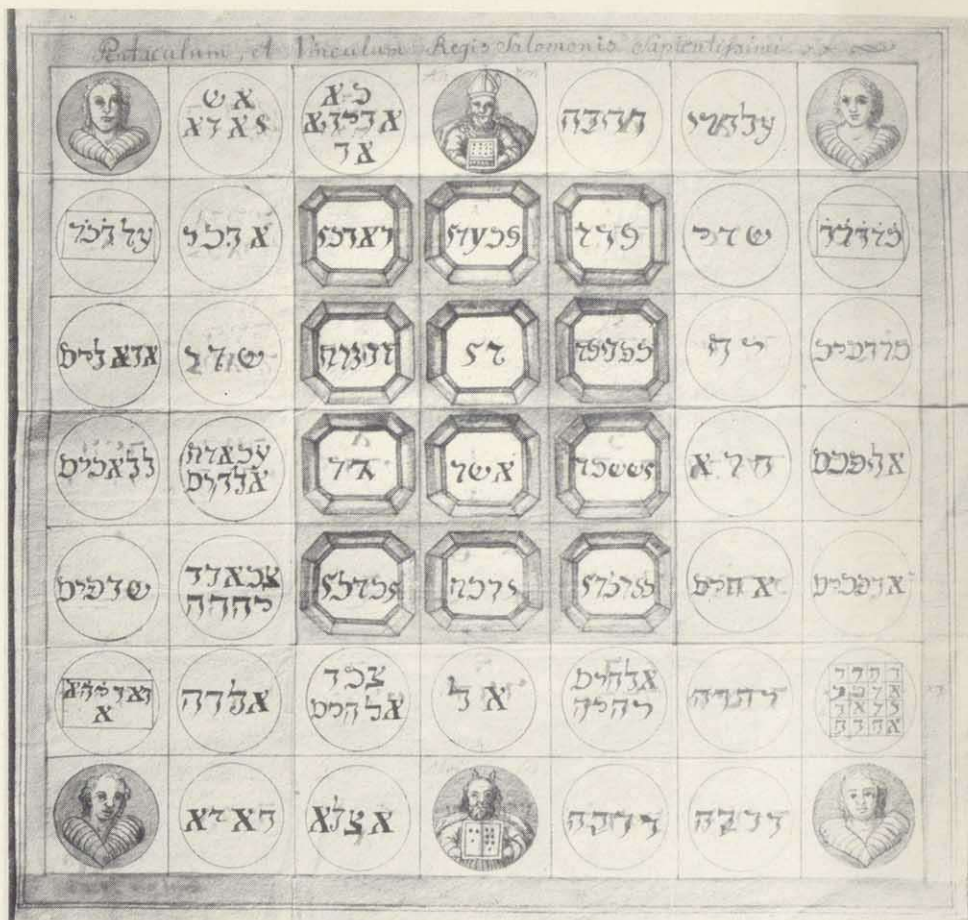
*"das auf den heiligem Palmabendt Isackh judt ein beschneidung gehabt, warauf seine gäst bezecht und frevelmüthig sowohl im dorf närrischer weis als im hof umbgelofen mit juchsen und [...] geschrey, pitt also, solches zu bestrafen"*¹³⁾.

Obwohl der Jude Isaak sich damit verteidigte, daß er für das Verhalten seiner Gäste nicht haftbar gemacht werden könne, mußte er wegen des Vorfalles an *"unserm heiligen Palmabendt"* eine Geldbuße bezahlen.

Ausgelassenes Feiern anlässlich einer Beschneidung (*Brith Mila*) sind sowohl aus religiösen Gründen wie aus der nun endlich überwundenen Angst wegen des Todes von Kind und Mutter im Wochenbett verständlich. Zahlreiche Bräuche umrahmten die ersten Monate im Leben eines Menschen. Ein Fürther *Minhagim*-Buch des 18. Jahrhunderts erwähnte etwa den zur Vorbereitung der Beschneidung vollzogenen, bereits im Mittelalter bezeugten Brauch der *"Jiddish Kerts"* (Beschneidungskerze), den auch *Eduard Silbermann* in Bischberg kannte:

*"War das neugeborene Kind ein Knabe, so versammelten sich die jüdischen Frauen einige Tage vor der Bris Milo (Beschneidung) zur 'Jidd'schen Katz' (Jüdische Kerze) in der Wohnung der Wöchnerin. Beim Genuß von Kaffee und Kuchen wurde die bei der Beschneidung erforderliche Wachskerze gefertigt"*¹⁴⁾.

Der Ursprung dieses *minhag* liegt im Dunkeln; vielleicht wollte man ursprünglich durch brennende Kerzen lediglich Straßenpassanten auf das bevorstehende Ereignis der Beschneidung aufmerksam machen, vielleicht steht der Brauch auch im Zusammenhang mit der *"Wakhnakht"* (Wachnacht), jener Nacht vor der *Brith Mila*, in

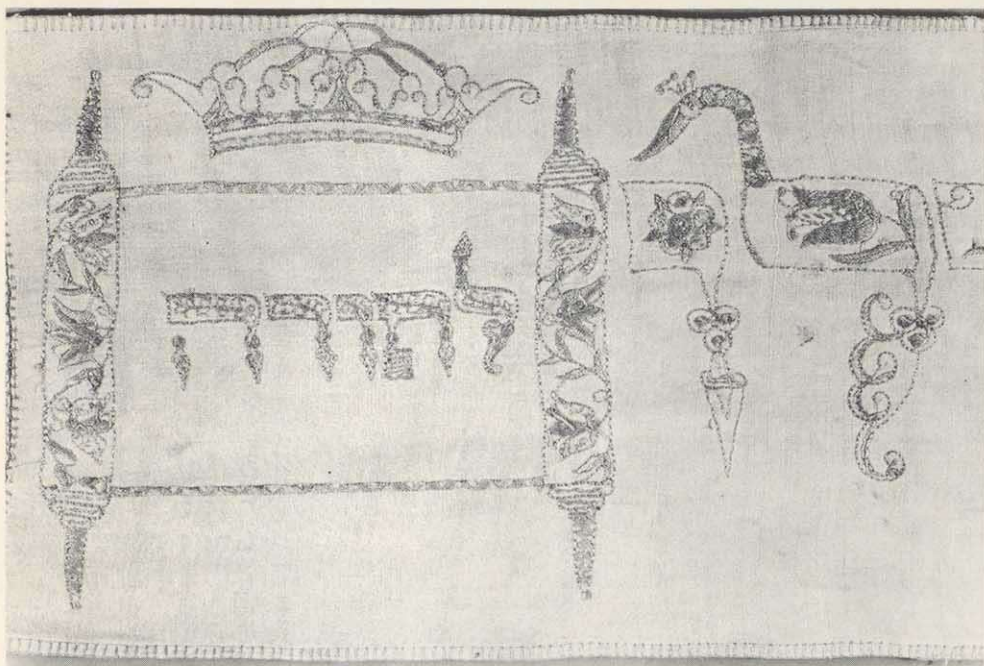


Faltbares Papieramulett, beidseitig beschrieben, siebenmal sieben Reihen mit kabbalistischen Gottes- und Engelsnamen, Beschwörungsformeln, magischen Quadraten, Hexagrammen und Pentagrammen, Ende 18. Jahrhundert (Privatbesitz) Foto: Daxelmüller

der nach populärem Glauben der Säugling besonders durch Nachstellungen von Dämonen gefährdet war (Abb. 4)¹⁵⁾.

Bei der Beschneidung wurde dem Kind der hebräische Name gegeben, der deutsche, bzw. jüdischdeutsche hingegen bei dem vor allem in Süddeutschland beliebten *Holekreisch*, das im Monat nach der Geburt stattfand und das u. a. Joseph Hahn, Samuel Meseritz von Kleinsteinach (gest. 1681) und Joseph Steinhardt von Fürth (gest. 1776) erwähnten. Beim Holekreisch kamen die Kinder der jüdischen Gemeinde zusammen,

hoben die Wiege dreimal hoch und riefen dabei wie z. B. in Bütthard "*Hollekräsche, Hollekräsche, wie soll's Boppala haß'n?*"¹⁶⁾. Nach Abschluß der Zeremonie schenkte man den Kindern Süßigkeiten. Hahn und Meseritz sahen im *Holekreisch* einen *minhag*, da er nicht auf der *Halacha* beruhte. In einem Responsum leitete Moses Minz, von 1469 bis 1474 in Bamberg als Rabbiner tätig, das Wort "*Holekreisch*" aus dem Hebräischen, bzw. dem Deutschen ab als "*den nichthebräischen Namen des Kindes ausrufen*" (hebr. *hol* "profan, gemeinsam";



Thorarolle auf dem Thorawimpel des "Jehuda Leib, Sohn des ehrenwerten Samuel, der zu gleicher Stunde am Donnerstag, 6. Schevat 530 (= 1770) geboren wurde. Er möge heranwachsen zur Thora, zur Chuppa und zu allen guten Werken"; Leinen, bestickt, aus der Synagoge von Altenstein. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, JA 10. Foto: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

deutsch *kreischen, laut rufen*), während andere Etymologen französisch *haler* (emporheben) und *crèche* (Wiege, Krippe) in Betracht zogen¹⁷⁾. Doch der ungeklärte Ursprung tat der Beliebtheit des Brauches keinen Abbruch. Der Taufjude *Paul Christian Kirchner*, ein guter Kenner der Verhältnisse in der Fürther Gemeinde, beschrieb ihn folgendermaßen:

"Nach dem Essen legen sie das Kind in eine Wiegen, und der Vater des Kindes nimmt sein groß zehen Gebot, und legt es über des Kindes Haupt, nebst einem silbernen Gürtel, wie auch ein Blat aus einem Rabbinischen Buche, oder aus dem Talmud, und des Kindes Vatter spricht laut für die Kinder den ersten Vers von jedem Anfang des 5. Buchs Mose / und die Kinder heben die Wiege, worinnen das Kind liegt und rufen ihn

*mit seinen Namen, so thun sie dreymal nach einander, damit bekommen gedachte Kinder oder Knaben zu essen und zu trinken, und haben zugleich die Ceremonien von der Beschneidung ein Ende"*¹⁸⁾.

Die bei der Beschneidung benutzten Windeln nähte man anschließend zum "Thorawimpel" (*mappa*) zusammen und bestickte oder bemalte sie mit dem hebräischen Namen des Kindes, mit ornamenten und figürlichen Darstellungen etwa der Thora oder der Chuppa, des Hochzeitbaldachins (Abb. 5). Auf solchen Wimpeln, die der Knabe bei seinem ersten Synagogenbesuch für die Umwicklung der Thorarollen stiftete, findet sich der stereotype Spruch "Er möge heranwachsen zur Thora, zur Chuppa und zu guten Werken". In diesem Segenswunsch am Beginn eines

Menschenlebens, man möge zur Gottesfurcht, zu einer guten und kinderreichen Ehe sowie zur moralischen und sozialen Verantwortlichkeit gelangen, ist auch die Sinnhaftigkeit der *minhagim* und damit des jüdischen Brauchlebens zusammengefaßt. Max Grunwald (1871–1953), der Vater der jüdischen Volkskunde, sah im *minhag* das Rückgrat jüdischer Identität¹⁹⁾; denn nicht nur in Franken verhalfen die Fest- und Alltagsbräuche den Juden zum Überleben in einer fremden, oft feindlichen Umwelt, die selten Respekt und Verständnis aufbrachte, die sie weder verstehen wollte noch konnte, obwohl sich jüdisches Leben stets in direkter Nähe abspielte, im Nachbarhaus oder gar vor den eigenen Augen.

Prof. Dr. Christoph Daxelmüller, Universität Freiburg, Institut für Volkskunde, Maximilianstraße 15, 7800 Freiburg

Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. hierzu ausführlicher Christoph Daxelmüller, Jüdische Kultur in Franken. Würzburg 1988.
- ²⁾ S. Abraham Chill, The Minhagim. The Customs and Ceremonies of Judaism, Their Origins and Rationale. New York 1979 S. XIX–XX.
- ³⁾ Das Tekunos Büchlein der Fürther Juden. D. i. Der Aeltesten und Vorsteher der Jüdischen Gemeinde daselbst erteilte Instructiones. In: Andreas Würfel, Historische Nachricht von der Judengemeinde in dem Hofmarkt Fürth unterhalb Nürnberg. Frankfurt/Prag 1754, S. 109–170, hier S. 156.
- ⁴⁾ Leopold Löw, Blumen auf Gräbern. In: Ben Chananja II (1858), S. 433–442; nachgedruckt in: ders., Gesammelte Schriften, hg. von Immanuel Löw, Bd. III, Szegedin 1893 (Reprint Hildesheim/New York 1979), S. 439–448.
- ⁵⁾ Bruno Stern, Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt und ihre jüdische Gemeinde. Mit einer Chronik der Juden in Niederstetten und Hohenlohe vom Mittelalter bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs (Lebendige Vergangenheit. Zeugnisse und Erinnerungen. Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart, 4). Stuttgart 1968, S. 98–99. Als Beispiel für Fürther Minhagim-Bücher sei hier genannt Israel Gumpel, Dov Jacob, Minhag K. K. Firth. Fürth 1767.
- ⁶⁾ Jakob Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude. Berlin 1921, S. 14–15.
- ⁷⁾ Die lehmartige Farbe des Charosset, der an die Frondienste in Ägypten erinnern sollte, erzielte man durch die Beigabe geriebener Äpfel oder zerstoßener Datteln.
- ⁸⁾ Heinrich Simon, Leopold Sonnemann. Seine Jugendgeschichte bis zur Entstehung der "Frankfurter Zeitung". [Frankfurt a.M. 1931], S. 16.
- ⁹⁾ Stern, Jugenderinnerungen (wie Anm. 5), S. 98.
- ¹⁰⁾ Eduard Silbermann, Erinnerungen 1871–1917. In: Monika Richarz (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland. Selbsterzeugnisse zur Sozialgeschichte, Bd. 1: 1780–1871 (Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts). Stuttgart 1976, S. 160–176, hier S. 165–166.
- ¹¹⁾ Liselotte Stern, Erinnerungen an mein Elternhaus. In: Monika Richarz (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte, Bd. 3: 1918–1945 (Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts). Stuttgart 1982, S. 168–171, hier S. 169.
- ¹²⁾ Wassermann, Mein Weg (wie Anm. 6), S. 18–19.
- ¹³⁾ Zitiert nach: Karl-Sigismund Kramer, Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen (Beiträge zur Volksstumsforschung, hrsg. von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, Bd. XI / Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte Reihe IX, Bd. 12). Würzburg 1957, S. 155.
- ¹⁴⁾ Silbermann, Erinnerungen (wie Anm. 10), S. 164.
- ¹⁵⁾ Herman Pollack, Jewish Folkways in Germanic Lands (1648–1806). Studies in Aspects of Daily Life. Cambridge, Mass./London 1971, S. 18–19.
- ¹⁶⁾ Aufzeichnung des Verfassers in Bütthard.
- ¹⁷⁾ Pollack, Folkways (wie Anm. 15), S. 27–28.
- ¹⁸⁾ Paul Christian Kirchner, Jüdisches Ceremoniel. Nürnberg 1734, S. 164.
- ¹⁹⁾ Max Grunwald, Kapitlekh fun an Oytobiografiye [Kapitel einer Autobiographie; jiddisch]. In: YIVO Bleter 36 (1952), S. 241–251, hier S. 246.